

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

24]

Roman von Max Kreker.

Thormeyer griff nach seinem umfangreichen seidenen Taschentuch, schneuzte sich ungeniert, legte das Tuch säuberlich zusammen, ehe er es wegsteckte, nahm aus seiner silbernen Dose bedächtigt eine Prise, hielt sie Stampf vergeblich hin und fuhr gelassen zu dem andern fort, der die Ohren nach rückwärts spitze: „Was hat unsereins lernen müssen, von der Pike an. Drei Jahre lang habe ich die alten Meister kopiert, in Rom, Paris, in Dresden und hier im Museum. Da tapiert man aber auch was. Vernt, woher 's Licht kommt, Du! Beleuchtung, lieber Felix, Beleuchtung! Das is doch so 'ne Sache! Diese Palettenjünglinge aber packen ihre Leinwand zusammen und ziehn gleich raus ins Freie, wo sie der Natur eins auszwischen. Schmierer was, das nachher Gemälde heißt. 'ne Wiese, 'n Graben und drei Birken. Fertig is die Laube. Wenn's hoch kommt, is noch ne rote Sonne dabei, oder 'n Mond, den's jar nicht jibt. Is es nich so? Gleich uff die Ausstellung! Verkoofen's ooch womöglich. Und die gewisse Art von Kritik —“

„Nicht so laut, ich bitte Dich, nicht so laut,“ ermahnte ihn leise Stampf, da er sah, daß an der Tür Golding stand, einer der jüngeren Kunstschreiber, ein schlanker, blondbärtiger Herr, der mit den Alten scharf ins Gericht ging und durch die Berwegenheit seines Tons in einem viel gelesenen Blatt sich rasch eine Gemeinde geschaffen hatte, die auf ihn schwor. Er machte seine Verbeugung vor den alten Herrn, die Stampf gemessen erwiderte, Thormeyer aber nicht beachtete. Sofort wurde dieser krebsrot, und ohne sich beherrschen zu können, pustete er los: „Gerade den — den meine ich. Hast Du gelesen, was dieser Kerl über mich geschrieben hat? Wirft mich zum alten Eisen, schwächt vom Mangel an Licht und Luft. Ich pinselte lauter Novellen . . . ließe sie alle unter der berühmten Linde spielen! Spricht von überlebter Kunst. Da haben wir's! Das sind die Anmahlinge, die Dummlinge, die den Geschmack des Publikums verderben. Is es nich so?“

Er sprach lauter, erregter, krächte wie ein alter Stampfhahn, den der Stamm geschwollen ist. Stampf versuchte ihn aufs neue zu beruhigen, indem er ihm zuraunte: „Du kannst's doch ertragen.“

„Das sagst Du so, das sagst Du so!“ fuhr Thormeyer fuchswild fort. „Man malt doch nicht umsonst. Habe mir meinen Namen ehrlich verdient. Is es nich so? Hänge in der Nationalgalerie doppelt sogar. Habe die kleine goldene, hoffe immer noch auf die große, das kannst Du Dir doch denken. Kommt so'n Kerl und zerpflückt mir die Lorbeeren. Etwas bleibt immer hängen beim Kunstpöbel. Meine Alte darf's gar nicht wissen, die trifft der Schlag . . . Schreibst drei Spalten über die Worpsweder, fertig mit fünf Beilen ab. Was find das überhaupt für Menschen, diese Worpsweder? Quetsch Dich doch mal aus. Wo liegt das Nest?“

Stampf, der wie auf Kohlen stand, weil er längst die Empfindung hatte, daß er sich demnächst mit dieser neuen Kunstrichtung werde beschäftigen müssen, um seines Lesepublikums wegen nicht rückständig zu bleiben, klärte ihn kurz über die kleine Malergemeinde auf, die gerade anfang, von sich reden zu machen. Es seien ein paar Persönlichkeiten darunter, mit denen man rechnen müsse.

„Das sagst Du auch schon?“ warf Thormeyer entrüstet ein. „Aus Dir wird man niemals klug . . . Ich verstehe nur Heilke nicht, wie er diesen —. War noch nie mit ihm zusammen hier. Du, das nächste Mal komme ich nicht, so gute Freunde wir auch sind. Merkwürdig überhaupt, wen er alles einladet . . . Was schreibt denn die da drüben, die mit der spitzen Nase?“ unterbrach er sich. „Schwächt fortwährend von ihren Romanen. Nie was gehört von der! Man kommt immer in Verlegenheit, wenn man jemand kennen lernt. Man kann doch nicht jeden Dreck lesen. Is es nich so?“

Stampf sah das Feuer jetzt nach zwei Seiten eröffnen, faßte ihn am Arm und zog ihn beiseite, indem er sagte:

„Heilke will's eben mit keinem verderben. Er war immer Diplomat. Das weißt Du doch. Dieser junge Mann hat neulich ein paar anerkennende Worte über ihn geschrieben. Und da hat er ihn gleich eingeladen. Er ist ja auch gekommen.“

„So, Heilke hat er also gelobt. Die Gipsbolzen natürlich bleiben immer jung,“ schnauzte Thormeyer wieder, aber mehr in sich hinein, bergrollt, wie ein heifer gewordener Klaffer. Und als er sich jetzt nach Doktor Golding umfah, der lebhaft mit einer Dame sprach, geschah es nicht mehr so bissig; neugierig betrachtete er ihn, wie der Feind, der dem Gegner in irgendeiner Weise zu nahe kommen möchte, geschähe dies auch auf dem Weg der Ueberrumpfung.

„Sie sind Hamburger? Ach was! Da sind wir ja Landsleute,“ füstelte der Kustos zu Kempen, dem er die Unterhaltung förmlich herausgezogen hatte. „Ja, ja, ich habe schon von Ihnen gehört. Haben Sie nicht die Büste von Senator Hansen gemacht? Das ist ein Verwandter von mir.“

Es war ein Irrtum, aber es schadete nichts, denn es gab dem jungen Mann mit dem unsicher sitzenden, goldenen Vincenez auf der Adlernase, unter der der lippenlose Mund mit den spärlichen Bartborsten wie ein Messerschnitt lag, Gelegenheit, sich gehörig über seine Beziehungen in der großen Hansstadt auszusprechen. Er hörte sich gern reden und lachte noch lieber über seine eigenen Scherze, wodurch er den Eindruck eines großen Kindes erweckte, was noch durch seine hellen Kehlkopftöne verstärkt wurde. Unablässig rüdte er an seinem Glas, fuhr mit den Händen in die Hosentaschen und dann wieder heraus. Wie alle Menschen, die am Tage Amtsstaub schlucken müssen, wurde er in seiner Erholungsstunde um so munterer; dann hätte man darauf schwören mögen, er sei mehr Fagenmacher als Gelehrter.

Kempen nickte fortwährend und ließ alles über sich ergehen mit der Ruhe des Einsilbigen, dessen Gedanken immer ganz wo anders sind. Heilke nahm ihn wieder in Anspruch, und zwar aus ganz besonderen Gründen. Gern hätte er etwas aus ihm über Lorenzens Lebensweise geschöpft, denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß der Blonde kein Geld leiden könne.

„Es hat wohl einen besonderen Grund, daß Sie die Kasse führen?“ fragte er lauernd. „Er soll gern Sekt trinken . . . Wie ist es denn mit den Mädchen? Hängt er an einem Modell? Sie haben doch großen Einfluß auf ihn. Er soll sich nur vor dem Rudern bewahren, namentlich mit diesem Walzmann. Der hat immer eine ganze Korona um sich, sobald er praht. Alles Sumpfhühner.“

Kempen lachte ihm ins Gesicht. Lorenzen ein leichtsinniger Junge, wie? Das sei das erste, was er zu hören bekommen. Im Gegenteil, sein Freund sei in dieser Beziehung fast ein Muder, in letzter Zeit wenigstens. Könnte er auch sonst wohl so viel schaffen? Das müsse jeder Fachmann einsehen.

„Das ist doch merkwürdig,“ warf Heilke betroffen ein, „man hat mir da Geschichten berichtet . . . Uebrigens trinkt er hier gehörig seinen Stiebel.“

„Dann tut er's vielleicht nur, um Ihnen gefällig zu sein, Herr Professor,“ kante Kempen listig hervor, da er wußte, daß Heilke in dieser Beziehung gern seinen Mann stand, wenn ein Gelage im Gange war.

„Sonst ist er also nüchtern? So, so.“

Kempen ließ ihn bei dieser Meinung, schon weil das Gerumhaben auf Walzmann zu absichtlich war. Auch sonst wäre es ihm nicht eingefallen, über Lorenzen etwas Uebles zu sagen, denn seit Jahren waren sie gewöhnt, sich gegenseitig herauszustreichen. Als er Heilke aber den Rücken kehrte, vernahm er plötzlich eine Stimme, die er zuerst für Täuschung hielt. Er sah Lorenzen und Rensdahl zusammensiehn, und als er auf die beiden zutrat, hörte er gerade, wie der große Gönner seinem Schübling den Grund seines Hierseins auseinandersetzte. Seit vier Tagen in Berlin, habe er Heilke bei einem gemeinsamen Bekannten näher kennen gelernt und sich gefreut, dieser „Künstlerindividualität“ näher treten zu können.

„Charmante Leute, sehr charmante Leute,“ mederte er selbstgefällig. „Und dieses Heim, ja eh, dieses Heim, wissen

## Der gestohlene Bazillus.

Von G. G. Wells,

(Schluß.)

Sie, so etwas Stilvolles — das, mein lieber Sohn, findet man nicht oft. Und diese pompöse Frau . . . überhaupt die Damen hier . . . Kasse, Kasse! Wer mag, die Schwarze da drüben sein? Sie müssen es doch wissen, orientieren Sie mich ein bißchen. Fixiert mich fortwährend. Verflucht, hat die Augen, ja eh! Und einen Hals, einen — —; überhaupt eine Figur . . . So etwas, ja eh, fordert geradezu heraus zum Dummheitennachen. Wer ist denn dieser alte Seehund neben ihr? Und als er von Lorensen die Aufklärung erhalten hatte, daß diese Rotblonde die schöne Baronin von K. sei, die früher der Bühne angehört habe, und der etwas geduckte Herr zur Seite ihr Gatte, ein reicher Maler dilettant, der alle seine Bilder zum wohlthätigen Zweck verschenke, fuhr Rensdahl fort: „Dann soll er's doch mit sich selbst ebenso machen, dann ist sie ihn los. Ein wunderbares Weib, ja eh. Seht Ihr, Kinder, solche Modelle habt Ihr nicht . . . bekommt Ihr niemals.“

„Oh, oh,“ machte Lorensen, so daß Rensdahl sofort die Ohren spitzte.

„Wie, was, mein Sohn?“ Vielleicht schon die Eva gefunden? He? Etwa schon in Arbeit? Auf dieses Kunstwerk bin ich gespannt . . . Sie wissen, daß Sie mir sozusagen das Vorkaufsrecht — Morgen wird es nicht gehen, man muß ausschlagen, ja eh. Aber übermorgen vormittag, da will ich im Atelier sein. Schadet nichts, schadet nichts, wenn Sie auch Modell haben. Mich geniert's nicht . . . Aber vor allen Dingen das Denkmal, wissen Sie, für unsern Poeten da oben. Das machen Sie mir anständig, ja eh. Das Volk muß Andacht haben. Ueberhaupt hat mir diese Anregung viel Sympathie eingebracht. Und nächsten Sonnabend möchte ich dann die Herren wieder als meine Gäste . . . Wir sprechen noch darüber. Nein, diese schöne Frau dort, sehn Sie doch . . . Sie würde gewiß mit uns lieber soupiieren als mit ihrem Ehefaktai. Uebrigens wäre ich überhaupt diesmal dafür, daß die Schönheit uns Gesellschaft leistete.“

Vorhin hatte er Kempfen zur Begrüßung herablassend zwei Finger gereicht, wobei seine Glogäugelein etwas mißfällig an dem schwarzen Rock von unten nach oben gegangen waren, denn er selbst stand im vollen Dinerwids da, die Gardenie im Knopfloch, das Gesicht noch mehr gerötet wie sonst, und ein wenig angefaulelt, denn erst um sechs Uhr hatte er das Freundschaftsmahl überstanden gehabt, zu dem er in den Kaiserhof geladen war. Drei Täßchen Mokka hatten ihm dann das Gleichgewicht wiedergegeben, um die Reihe der Genüsse hier beschließen zu können. Lorensen merkte ihm diese Stimmung auch sofort an und nahm sich vor, sich ihn heute warm zu halten, um für die Denkmalsausführung bessere Ratenzahlung zu erhalten, wobei vielleicht sofort ein Taufendmarkschein abfallen würde. In dieser Beziehung entwickelte er eine Diplomatie, die oftmals die Grenze des Erlaubten überschritt, worin er jedoch niemals etwas Schlimmes erblickte, denn nach seiner Meinung waren die reichen Leute dazu da, der Kunst auf alle Fälle Opfer zu bringen, auch wenn es auf Kosten ihrer Dummheit geschähe.

„Was machen Ihre Löwen, mein Sohn, krabbeln die immer noch herum?“ wandte sich Rensdahl plötzlich an Kempfen; sofort aber schoß ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf, denn er lachte laut auf, so daß er fast den Eindruck eines gewöhnlichen Menschen machte. Und dann medierte er wieder: „Hört, meine Söhne, wenn ich übrigens so daran denke, was aus Euch beiden geworden ist, dann, ja eh, dann habe ich alle Achtung vor diesem Nest Berlin. Damals unter meinen Treibern, und hier nun so mitten mang in den Salons . . . Ja eh, wissen Sie, lieber Lorensen, das ist ein doller Sprung . . . Was ist denn das für ein Knaster dort? Der soll ja mächtig Atelierhüter haben, der Professor jagte es schon?“

Er meinte Thormeyer, der sich neben Heilke bedächtig aus dem Bibliothekzimmer herauschob und lauernd auf die drei blickte wie der Jäger auf sein Wild. Kempfen reimte sich sofort alles zusammen. Sicher hatte der Gastgeber in seiner übertriebenen Weise von dem großen Mäcen geschwätzt, der ganze Galerien zusammenkaufen würde, und so hatte sich der Mann der alten Schule rasch von seinem Verger erholt und erwog die Möglichkeit einer Annäherung an diesen nordischen Spender.

Aber Rensdahl nahm keine Notiz von ihm, denn er sah heut nur das Leben vor sich und wollte nicht an das schlechte Abbild denken.

„Dieses Weib, mein Sohn, dieses Weib, ja eh . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Benige Minuten später ward die kleine Gruppe von Droschkenkutschern und Müßiggängern an der Droschkenhaltestelle bei Haberstock Hill durch eine in wütender Fahrt einherrasselnde Droschke mit einer ingwerfarbenen Schindmähre von einem Gaul aufgeschwehrt.

Während sie vorüberfuhr, waren alle stumm. Dann — als sie entfiel — jagte ein stämmiger Wiedermann, der unter dem Namen „Das alte Luthorn“ ging:

„Harry Gids war das. Was hat denn der für ne Fuhre?“ „Der führt heut' seine Peitsche gut, Donnerwetter!“ sagte der Laufbursche von der nächsten Aneipe.

„Holla!“ rief der arme alte Tommy Byles. — „Da kommt noch so'n verrücktes Guhn an! Kuckuck noch mal!“

„Das ist der alte George,“ sagte das Luthorn. „Und hat auch 'nen Verrückten — Du hast's erraten! Was? Klettert der Kerl nicht aus der Droschke raus? Ob er hinter Harry Gids her ist, was?“

Die Gruppe auf dem Droschkenhalteplatz belebte sich. Chorus: „Drauf George!“ „Zimmer los!“ „Du kriegst ihn schon!“ „Flott, voran!“

„Feines Kennpferd!“ sagte der Laufbursche. „Da soll aber doch gleich . . .“ schrie das alte Luthorn. „Aufgepaßt! Jetzt tu' ich bald selber noch mit! Da kommt noch einer! Sind denn alle Droschken in ganz Hampstead heute morgen übergeschnappt?“

„Ein weibliches Lebewesen diesmal!“ sagte der Laufbursche. „Lauft hinter ihm drein,“ sagte das alte Luthorn. „Sonst ist's gewöhnlich anders rum.“

„Was hat sie denn in der Hand?“ „Sieht fast aus wie ein Wöller.“ „So ein verfluchter M! Drei gegen einen — und alle hinter George her!“ sagte der Laufbursche. „Da!“

Unter einem wahren Sturm von Applaus fuhr jetzt Minnie vorüber. Angenehm war es ihr gerade nicht; aber sie war sich bewußt, ihre Pflicht zu erfüllen, und ratterte Haberstock Hill hinunter und Camden Town High Street hinauf . . . immer die Blicke inbrünstig auf die ausdrucksvolle Hinterfront des alten George gerichtet, der ihr landstreicherisches Ehegepons auf so unbegreifliche Weise entführte . . .

Der Mann in der vordersten Droschke sah zusammengelauert in einer Ecke; die Arme hatte er eng übereinandergepreßt; die kleine Tube, die so ungeheure Vernichtungsmöglichkeiten enthielt, krampfhaft in die Hand geklammert. Ihm war ganz eigentümlich angstvoll und frohlockend zumute. In der Hauptsache hatte er Furcht, man könnte ihn einholen, ehe er seine Absicht ausgeführt hatte; dahinter aber lauerte ein unbewußtes, aber weit größeres Entsetzen vor der Grauenhaftigkeit seines Verbrechens. Aber das Frohlocken überwog doch bei weitem die Furcht. Noch kein Anarchist hatte sich vor ihm an diesen Gedanken gewagt. Rabachol, Bailant, alle die hervorragenden Persönlichkeiten, die er immer um ihren Ruhm beneidet hatte, schrumpften zu nichts zusammen neben ihm! Er brauchte nichts als die Wasserleitung zu suchen und die kleine Tube über einem Reservoir zu zerbrechen. Wie wundervoll er doch das alles geplant — das Empfehlungsschreiben gefälscht, sich in das Laboratorium eingeschlichen, und wie glänzend er auch die Gelegenheit beim Schopf ergriffen hatte! Endlich, endlich würde die Welt von ihm hören! Tod, Tod, Tod! Immer hatten sie ihn behandelt wie einen, der nichts Besonderes zu sagen hatte. Die ganze Welt hatte sich verschworen, ihn drunten zu halten. Aber er würde sie schon noch lehren, es ihnen schon noch zeigen, was das heißt: einen Menschen so beiseite schieben! Was war denn das für eine hochbekannte Strafe? Great Saint Andrews Street — natürlich! Und wie stand es überhaupt? Er lugte vorsichtig aus dem Droschkenfenster. Der Bakteriologe war kaum fünfzig Schritte hinter ihm. Das war schlimm. Man würde ihn vielleicht doch noch ertwischen und anhalten. Er suchte in seinen Taschen nach Geld und fand auch ein Goldstück. Das warf er durch die Luke vorn dem Kutscher zu. „Schneller!“ rief er. „Möß weiter — fort!“ Das Goldstück verschwand augenblicklich aus seiner Hand. „Zalwohl!“ sagte der Kutscher, und das Fenster flog wieder zu, und die Peitsche saufte um die feuchten Flanken des Pferdes. Die Droschke schwankte; der Anarchist, der noch halb aufgerichtet dastand, stemmte die Hand, die die kleine Glastube enthielt, auf das Spritzleder, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Er fühlte, wie das spröde Ding zerbrach, und die Bruchstücke auf den Boden der Droschke hinunterflirrten. Mit einem Fluch fiel er auf seinen Sitz zurück und stierte trübselig die zwei oder drei Tropfen an, die auf dem Spritzleder hingen. Ihn schauderte.

„Na ja. Also vermutlich werde ich der erste sein! Wah! Immerhin ein Märtyrer. Das ist schon was. Trotzdem — es ist doch ein miserables Ende. Ob es wirklich so weh tut, wie sie sagen?“

Gleich darauf kam ihm ein Gedanke. Er tastete zwischen seinen Füßen herum. In dem zerbrochenen Ende der Tube war noch ein kleiner Tropfen stehen geblieben; den trank er aus — um sicher zu

gehen. Es war doch immerhin besser, sicher zu gehen. Auf jeden Fall — er war treu!

Dann plötzlich bämmerte es ihm, daß eigentlich keine Notwendigkeit mehr vorlag, vor dem Bakteriologen zu flüchten. In Wellington Street befahl er dem Kutscher zu halten und stieg aus. Auf dem Trittbrett glitt er aus, und ihm war seltsam wie zumute. Wie schnell es wirkte, dies Choleragift! Er winkte dem Kutscher davon und blieb dann, die Arme über der Brust gefaltet, auf dem Trottoir stehen, um die Ankunft des Bakteriologen zu erwarten. Etwas Tragisches lag in seiner Pose. Das Bewußtsein unausweichlichen Todes verlieh ihm eine gewisse Würde. Mit einem herausfordernden Lachen begrüßte er seinen Verfolger.

„Vive l'Anarchie! Sie kommen zu spät, lieber Freund! Ich hab' es getrunken! Die Cholera ist im Gang!“

Der Bakteriologe guckte ihn von seiner Droschke aus durch die Brille mit neugierigen Augen an. „Also Sie haben es getrunken! Ein Anarchist! Jetzt verstehe ich — endlich!“ Er war im Begriff, noch mehr zu sagen, hielt aber plötzlich inne. Ein Lächeln zitterte um seine Mundwinkel. Er öffnete die Tür der Droschke, wie um auszustiegen; worauf der Anarchist ihm ein tragisches Lebewohl zuwinkte und in der Richtung nach Waterloo Bridge davoneilte, wobei er Sorge trug, auf seinem Weg so viele Leute als nur möglich anzurempeln. Der Bakteriologe war so ganz versunken in diesen Anblick, daß er kaum ein leises Erstaunen äußerte, als Minnie mit Hut und Stiefeln und Ueberzieher neben ihm aufstauchte. „Wie lieb von Dir, daß Du mir meine Sachen bringst!“ sagte er, noch immer ganz verloren in Betrachtung der entschwindenden Gestalt des Anarchisten.

„Setz' Dich in die Droschke!“ sagte er, noch immer dem andern nachstarrend. Minnie war jetzt ganz davon überzeugt, daß er verrückt geworden war, und gab dem Kutscher auf eigene Verantwortung hin ihre Adresse. „Stiefel anziehen? Aber natürlich, Schatz!“ sagte er, als die Droschke umdrehte und dadurch die davon-eisende dunkle Gestalt, die jetzt in der Entfernung sehr klein erschien, seinen Blicken entzog. Auf einmal überfiel ihn ein grotesker Gedanke, und er lachte auf. Worauf er bemerkte: „Aber doch — es ist recht ernsthaft! Siehst Du — der Mann ist zu mir gekommen — einfach als Besucher. Er ist ein Anarchist. Ach nein — nicht ohnmächtig werden! Sonst kann ich Dir's ja überhaupt nicht erzählen. Ich wollte ihm gern ein bißchen imponieren — wußte ja nicht, daß er ein Anarchist war — und nahm eine Kultur von der neuen Spezies von Bakterien, von denen ich Dir erzählt habe — die bei verschiedenen Affenarten blaue Flecken erzeugen und für immer festhalten; und in meiner Dummheit sagte ich, es wäre die asiatische Cholera. Und gleich darauf ging er durch mit dem Gift, stahl es und wollte die Londoner Wasserleitungen damit vergiften. — Na ja, eine schöne Versicherung hatt' er ja wohl anrichten können für diese Stadt der Zivilisation! Und jetzt hat er es selber alles geschluckt! Ich kann ja selbstverständlich nicht voraussagen, was eigentlich geschehen wird — aber Du weißt doch — die junge Kasse damals und die Hunde und der Sperling — alle haben sie sich blau gefärbt — blaue Flecken — so recht himmelblau. Das Scheußliche an der ganzen Geschichte ist bloß, es wird mich vier wiewiel Zeit und Geld kosten, wieder neue zu präparieren.“

„Was! Den Ueberzieher anziehen? An so einem heißen Tag? Warum denn? Weil mir vielleicht Mrs. Japper begegnen könnte? Aber Schatz — Mrs. Japper ist doch kein Durchzug! Warum soll ich denn einen Ueberzieher anhaben — an so einem heißen Tag — bloß weil Mrs. . . . Na ja, schön!“

## Scheltenworte auf die Polizei.

Der Reichtum einer Sprache zeigt sich in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, in dem Reichtum ihrer Ausdrücke, in der Feinheit ihrer Unterscheidung, in der Assimilierung fremdsprachiger Ausdrücke, aber nicht zuletzt in der großen Zahl von Bezeichnungen für die gleiche Sache. Dort wo in mannigfachen Dialekten an dem Weiterbau der Sprache vom Volke gearbeitet wird, finden wir häufig zahlreiche Bezeichnungen, die nach Landstrichen und Sprachfärbungen natürlich verschieden sind. Der Witz des Volkes, auch seine Kampfeslust kommt häufig zum Ausdruck in Spott- und Scheltennamen, in Red- und Schimpfworten, in Fels- und Spitznamen und in immer neu entstehenden Scherzworten. Freilich wird mit steigender Kultur altes Sprachgut verschliffen und abgeschliffen, von der kräftigen Ausdrucksweise des 15. und 16. Jahrhunderts ist heute vieles völlig vergessen. So manches bleibt ungenutzt, weil es nicht in der Schriftsprache zur Geltung gelangen kann, weil es nur im Volksmunde weitergeführt wird, und der großen Volksmasse völlig unbekannt bleibt. Das mundartliche Sprachgut zu sichern, hat man spät genug begonnen, die ausgleichende Arbeit der allgemeinen Volksschule, des Zeitungswesens und der sonst in das Volk dringenden Literatur hat mit vielem alten und wertvollen Besitz ausgeräumt. Emsig sucht man nun, freilich nicht in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes, festzuhalten, zum mindesten zu registrieren, was heute noch als des Volkes Sprache wirkt, oder den Alten wenigstens noch in Erinnerung geblieben ist. Groß angelegte Unternehmungen, wie das Schweizerische Idiotikon oder das schwäbische Wörterbuch

werden erst den ganzen Reichtum der Sprache aufzeigen. Daneben wird seit kurzem die Sprache einzelner Berufe untersucht. So sind Bücher über die Studentensprache erschienen, über die Gaunersprache, über die Bergmannssprache, über die Bennaellersprache, Heinrich Klenz, dem wir ein schönes Buch über die deutsche Druckerprache verdanken, hat in dem Verlage von Karl J. Trübner, der auch die eben genannten Wörterbücher veröffentlichte, ein originelles Schelten-Wörterbuch erscheinen lassen, das dem Untertitel führt: Die Berufs- und Handwerker-schelten und Verwandtes. Wir finden da für alle möglichen Berufe vom Abbeeder bis zum Zollbeamten zusammengefaßt, was der fleißige Verfasser aus den Mundarten wie aus der Zeitungssprache, aus der Kunden- wie aus der Gaunersprache, aus der Studentensprache wie aus allen längst vergessenen Büchern an Bezeichnungen herausfinden konnte. Wenn wir das Buch aufschlagen, so finden wir fast neun Spalten Bezeichnungen für die Schuhmacher. Für die Rechtsgelehrten mehr wie drei Spalten und für die Rechtsgelahrten über sechs Spalten, für die Geislichen fast zehn Spalten, für die Gelehrten im allgemeinen über zehn Spalten, für die Gastwirte drei Spalten, für die Freudenmädchen dreizehn Spalten, für die Barbier vier, für die Bäcker über sechs, für die Ärzte mehr als fünf Spalten. Es gibt kaum einen Beruf, der nicht behandelt ist, die Maschinenschreiberin und der Mathematiker werden da ebenso behandelt wie der Musikant und der Nachtwächter, wie die Obsthändlerin und der Offizier, wie der Pferdebeschlächter und der Rentner, wie der Sänger und der Schneider, der Schornsteinfeger und der Soldat, der Journalist und der Totengräber, der Uhrmacher und der Vogelhändler, die Varietefängerin und der Zahnarzt usw. usw. Man kann dieses merkwürdige Buch, was sonst von Wörterbüchern nicht gilt, vom Anfang bis zum Ende mit dem größten Interesse lesen, der Humor kommt da reichlich auf seine Rechnung und mancher Einblick in die Volksseele wird eröffnet.

Es ist selbstverständlich, daß Berufe, die mit der Masse der Bevölkerung wenig in Berührung kommen, von Spott-, Schelt- und Scherzworten selten beunruhigt werden, während Berufe, die ununterbrochen mit der Bevölkerung in Fühlung sein müssen, wie z. B. die Bäcker und die Ärzte eine recht reichliche Sammlung von Spott- und Red- und Spitznamen anlegen konnten. Am meisten fordert die Tätigkeit der Polizei bei der Bevölkerung Unwillen und Aerger, ja oft noch stärkere Gefühle heraus. Daß da die Kunden- und die Studentensprache und nicht zuletzt die Gaunersprache zahlreiche Bezeichnungen für die Polizei geschaffen hat, ist nicht zu verwundern. Zum Teil sind diese Bezeichnungen erst nach einiger Erklärung verständlich. Klenz gibt die Schelt- und Scherzworte auf die Polizei in alphabetischer Reihenfolge, ohne die Bezeichnungen für verwandte Berufe wie Gefangenwärter und Gendarm 117 Namen. Von ihnen sind nur ganz vereinzelt verschiedene Schreibweisen, weit über hundert stadt durchaus selbständige Kennzeichnungen, wenn auch wenig liebenswürdige für die Polizisten und die Polizeiagenten, Polizeibeamten und Gerichtsdiener, Rat- und Stadtdiener und Stadtsoldaten.

Beginnen wir mit dem, was Klenz aus der Kunden-sprache, also aus der Sprache der reisenden Handwerksgehilfen herausgefischt hat. Fänger und Fauler werden in der Kundensprache die Kriminalpolizisten, die Schutzleute in Zivil, die Geheim-polizisten oder die Detektiven genannt. Der Flurschütz wird als Flurmidel erwähnt, mit Geheimer oder Heimlicher wird ein Vertrauter, Spion, Geheimpolizist gekennzeichnet. Für sie gibt es auch den Ausdruck Kundenfänger. Der Berliner sagt für Gerichtsdiener Rantius, der Ausdruck wird von den Kunden auch für die Polizisten gebraucht. Bei ihnen findet sich auch der Ausdruck Rolente oder Ruz, auch Ruz geschrieben, weiter der Pukemann, in Bayern der Schmutzlappen. Für den Zwangstransporteur hat der Kunde den Namen Schuttreiber, nach dem früheren festen Vergeloh, hohen Urach, nennt er einen Geheimpolizisten Urach. Für diese so beliebte Form polizeilicher Gewalt kennt der Kunde auch den Ausdruck Verdedter, er spricht von dem Polizisten auch von einem Pankerer.

Auch die Studentensprache hat so manches Duzend eigener Namensbezeichnungen. So nennt die ältere Leipziger Studentensprache den Polizisten Claudischen, was aus dem lateinischen claudite d. h. schließt stammen soll. Für den Ausdruck Gleditchen finden die Sprachforscher nur den Zusammenhang mit dem Claudischen. Aus der Straßburger Studentensprache vom Ende des 18. Jahrhunderts rührt die tragikomische Bezeichnung Kaufshammer her. Die Studenten an der alten vorderösterreichischen Universtität Freiburg in Baden erfannen das lustige Wort Kammhafen. Die Münchener Studenten am Ende des 18. Jahrhunderts sprachen von den Polizisten als von Mailäsern, weil die Farbe der Uniform zu dieser Bezeichnung den Anlaß gab. Ebenso ist der Zusammenhang bei den Studentenausdrücken aus dem letzten Drittel des 18. und ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu erklären: Meese, Meise, Stadtmeise. Strittig ist, ob der Leipziger Ausdruck Meese dieselbe Wurzel und denselben Anlaß hat, oder ob er nicht auf ein gemeines obzönes Schimpfwort zurückzuführen ist. In Beziehung auf die Teilnahme Jesus auf dem Delberg fanden Studenten des 17. Jahrhunderts die Bezeichnung Delberger für die Polizisten charakteristisch. Im Zusammenhang mit der Bibel steht auch die Bezeichnung Philister, für Wächter und für Stadtsoldaten, nachher freilich für jeden Widersacher der Studenten und zuletzt für jeden Nichtstudenten. Aus der Leipziger Mundart

erklären sich Sprachformen wie *Police* und *Polise*. In der Studentensprache, aber auch weit über sie hinaus finden wir den Ausdruck *Polyp*, der einerseits anknüpft an die amtliche Bezeichnung, dann aber an die Fangarme des Vielfußes erinnert. In Berlin soll die Bezeichnung vor allem für die nicht uniformierten Polizisten gelten. Um 1600 war in Oberdeutschland das Wort *Raup* oder *Raupe* bei den Studenten gebräuchlich. In ihren Zusammenhängen nicht mehr zu erklären sind die Ausdrücke *Rosenhaner* und *Kokkopf*, *Schnurrbart* und *Schnurre*, die wohl aus irgendwelchen heute nicht mehr feststellbaren lokalen Zusammenhängen zu erklären sein werden, während die Bezeichnung *Stieglitz* auf die bunte Amtstracht der Polizisten bei Feierlichkeiten zurückzuführen sein dürfte.

Natürlich verallgemeinern sich Bezeichnungen, die weit über den Kreis ihrer Erfinder gebraucht werden. So soll der Ausdruck *Nachtgroschenjunge*, der für die Vigilanten der Berliner Polizei und auch sonst in Deutschland viel gebraucht wird, aus der *Dirnen-sprache* stammen. Aus dieser kommen auch sonst noch manche Bezeichnungen, wie die leicht erklärliche des *Greifers*, und wie die Abtötung die *Sitte* für die Sittenpolizei und wie die schwerverständliche des *Kreuzritters*.

Ueberaus reich ist die *Gaunersprache*, mit deren mannigfachen Ableitungen aus dem Hebräischen, an Schimpf- und Spottnamen für die Polizeiorgane. So bezeichnet sie einen starken und gesunden Mann, das heißt einen der Gaunersprache kundigen und klugen Kriminalbeamten, als *Balscholem*, dann spricht sie von dem Befert als einem untersuchenden Polizeibeamten, einen Gerichtsdiener nennt die Gaunersprache *Windsfaden*. Aus der Gaunersprache ward zu einer in Berlin allgemein üblichen Bezeichnung die des *Blauen* nach der Farbe der Uniform der Berliner Schutzleute. Der Berliner erklärt den Polizisten als „ein blauangestrichenes Abführmittel“. Die Gaunersprache spricht von dem *blauen Jagdhund*. Von der *blauen Kalitte*. Das Wort *Kalitte*, das früher in Berlin für einen Schutzmann gebräuchlich war, wird auf *Kohlweihling* oder *Schmetterling* zurückgeführt. Auch vom *Wlaukopf* spricht man in Berlin. Mit *Wlaumajel*, eigentlich „kleine *Wlauweise*“, soll die moderne Wiener Gaunersprache die Polizeibeamten bezeichnen. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammt die Bezeichnung *Wlaustrumpf* für einen Polizeibeamten, wegen der zur Uniform der Gerichtsdiener gehörenden *Wadenbellebung*. Kehren wir nun von den *Blauen* wieder zur Gaunersprache zurück, die für einen Beamten, der die *Schliche* und *Sprache* der *Gauner* kennt, die Bezeichnung *Wochur* hat. Ebenso wie dieser Ausdruck stammt der für einen Polizeikommissär, *Volgermann* — was *Zänkerer* heißen soll — aus dem Hebräischen. Das gleiche gilt für die nachfolgenden Gaunerausdrücke: *Derfen-Schmuck*, das man mit *Hatte* fest überseht, dann *Hadatjch*, das *Greifer*, weiter *Rapdon*, das *Fesseler* bedeutet! Ferner ist da *Moschel* zu nennen, d. i. *Nachtwaber*, die Gaunerbenennung eines Polizeidirektors, dann die Worte *Reihzaddik* und das gleichklingende *Bezaddik*, das ist *Gerechter*, der recht hat. *Schmierer* und *Schmiermichel*, das wohl mit *Wächter* zu übersetzen ist; *Jaddesim*, der *Gerechte*, stammen alle aus dem Hebräischen. Aber es gibt auch reichlich viele andere, nicht aus dem Hebräischen stammende Gaunerausdrücke für die Polizeibeamten, so zum Beispiel der *Fleischmann* für für *Gendarmen*, später für *Polizisten* und *Henker*, der *Itlis* für die *Stadtnechte*, in Bewunderung ihrer *Gewandtheit* und *List*. *Karten* nennt der Gauner die *Polizeipatrouille*, er *berunstaltet* das Wort *Kibitz* in *Kiawisch*, mit das er den *Wassierer*, d. h. den untersuchenden Beamten benennt. *Mette* ist auch ein Gaunerausdruck für *Polizist*, *Stuberer* wird ein *Sittenpolizeikommissär*, *Lampe* ein *Nachwächler*, *Baterne* und *Licht*, ja auch *Mohrrübe* und *Mondschein*, so speziell in *Wien*, werden die *Polizisten* von den *Gaunern* genannt. Die *Wiener Gaunersprache* hat für den *Polizeiwachmann* die gemüthliche Bezeichnung *Schanl*, in anderen Gegenden nennt man den *Gefangenewärter* oder den *Gerichtsdienner* *Schanter*, in *Schwaben* nennt man den untersuchenden *Polizeibeamten* *Schienkel*, den *Unklug* bringenden, den *Späher* der *Polizei* nennen die *Gauner* *Schlamasser*. Die Bezeichnung *Schauter* ist vielleicht aus *Schuster* entstanden, auch die Bezeichnung *Schuter* kommt bei den *Gaunern* für *Polizisten* vor. Ein *Späher* wird *Spanner*, auch *Spenz* genannt. Endlich wird ein *Polizeikommissär* mit dem aus dem *Mittelhochdeutschen* stammenden Worte *Zensferer* gekennzeichnet.

Aber auch sonst kommen mannigfache Bezeichnungen vor, ohne besondere Zusammenhänge mit bestimmten Bezügen, oft aber wohl mit literarischen Beziehungen, oder auch mit Ausdrücken, die durch häufige Anwendung in den Zeitungen weite Verbreitung gefunden haben. *Schillers* *Liede* von der *Klode* verstanden wir das *Auge* des *Gesehes*, aus dem *Zeitungsdeutsch* stammen die Worte *Behelmtter*, *Hüter* der *Ordnung*, wobei man an einen *ironischen* Gebrauch des Wortes denken muß. *Sohn* oder *Wächter* der *heiligen* *Hermandad*, die aus dem *Spanischen* kommende Bezeichnung, wurde zuerst von *Blumauer* angewandt. Dem *Zeitungsdeutsch* soll angehören der *Verwalter* des *Amtes* des *Erzengels* *Gabriel*.

Von anderen Bezeichnungen, die *Klenz* anführt, nennen wir den *Wuettel*, der auf die *bunte* *Uniform* zurückzuführende Ausdruck für die *Nürnberg*er *Stadtdiener*, *Fledlisbube*, dann *Fuchschwanz*, *Galtefest*, *Gaescher*, *Hilgen* (*Heiligen*), *Engel*, *Kommstrack*, *Reisetreter*, das von *Karl* *Hendell* in der *Zeit* des *Sozialisten-*

gesetzes geschaffene Wort *Loäspichel* für das *französische* *agent provocateur*, dann das Wort *Reester* *Fiz*, *Pad* an, *Blempe*, die *Berliner* Bezeichnung für *Säbel*, weiter das aus dem *Italienischen* stammende Wort *Sbirre*, *Scherge*, und der *Schmuckmann* für *Schutzmann*, der *Schurke* für *Polizeibeamter*, der *Sechsstnepper* oder *Sechsknöppler*, wegen der *blanken* *Knoöpfe* der *Leipziger* *Kats-* und *Polizeibeamter*. Die *Stokamjel*, weil die *Polizisten* früher in *Leipzig* einen *Stoß* führten, der *Wiener* Ausdruck *Wastel*.

Manche anderen von *Klenz* angeführten Bezeichnungen wären noch anzuführen, aber sie sind wegen ihrer *niederdeutschen* *Abstammung* oder aus sonstigen Gründen nicht gut zu verstehen und nicht besonders wichtig. Auch für *Gefangenewärter* und *Gendarm* gibt es eine *reiche* *Fülle* von *Ausdrücken*, die *hin* und *wieder* auch für die *Polizisten* angewandt werden.

Die *außerordentliche* *Reichhaltigkeit* der *Bezeichnungen* für die *Polizisten* ist nicht nur *interessant* aus *kulturhistorischen* *Erwägungen*, die *ganze* *sprachschöpfende* *Kraft* des *so genannten* *nieder*en *Volkes* zeigt sich gerade bei dieser *Fülle* von *Sprachgestaltungen* für die *Polizeiorgane*. Es zeigt sich auch der *Gegenatz*, die *ganze* *unfreundliche* *Stimmung* gegen die *Polizei*, die *immer* *wieder* zu *Pöhn* und *Spott*, zu *Schimpf* und *Schelt* herausfordert. br.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Tierleben.

**Krähenwanderungen.** Im Spätherbst, wenn die Scharen der Zugvögel uns längst verlassen haben und in fernen, sonnigen Ländern nichts von der Rot des nördlichen Winters kennen lernen, erscheinen auf unseren Fluren in zahlreichen Flügen die grauen *Rebelkrähen*, teils um hier den Winter über an günstigen Orten zu bleiben, teils um nach kurzem Aufenthalt weiter westwärts zu wandern. In der *Mark* *Brandenburg*, also auch in der *Umgegend* von *Berlin*, ist die *Graukräh* heimisch, d. h. sie nistet hier und ist zu allen Jahreszeiten zu finden. Anders ist es aber in den *Gebieten* westlich der *Elbe*, dort brütet die *Rebelkräh* nicht, sondern sie erscheint erst zu *Anfang* des *Winters*, und sie heißt dort daher auch *Winterkräh*. Aus ihrem mehr oder weniger häufigen Auftreten schließt man vielleicht mit einigem Recht auf das *Wetter* des *kommenden* *Winters*. Woher kommen nun diese wandernden *Krähen* und wohin gehen sie? Der *verdienstvolle* *Leiter* der *Vogelwarte* *Rossitten* auf der *Kurischen* *Hehrung*, *Dr. Thienemann*, hat auf *originelle* *Art* diese *Frage* beantwortet. Er ließ und läßt heute noch die über die *Hehrung* ziehenden *Krähen* nach *Möglichkeit* fangen und verstreut einen *Ständer* der *gefangenen* *Vögel* mit einem *leichten* *Aluminiumring*, der die *Aufschrift* „*Vogelwarte* *Rossitten*“ nebst einer *Nummer* trägt. Wird ein solcher *Vogel* erlegt und der *Ring* nach *Rossitten* geschickt, dann lassen sich *sichere* *Schlüsse* über seine *Wanderung* ziehen, die im *Laufe* der *Jahre* ein *lückenloses* *Bild* von dem *Zuge* der *Krähen* ergeben müssen. Die *bisher* mit dieser *Methode* erzielten *Resultate* sind *äußerst* *interessant* und *lehrreich*.

Auf der *Kurischen* *Hehrung* werden hauptsächlich *Graukrähen* gefangen, die im *Herbst* von *Rußland* kommend, den *Zug* nach dem *Westen* angetreten haben. Im *Laufe* *weniger* *Jahre* sind dort bis jetzt ungefähr *1000* *Krähen* gezeichnet worden, von denen etwa *100* *Fuhringe* wieder eingeschickt worden sind. Hierbei hat sich nun herausgestellt, daß die in *Rußland* beheimateten *Krähen* zum *Winter* ganz *gewaltige* *Wanderungen* unternehmen, und zwar erstreckt sich der *Zug* hauptsächlich durch die *Rußischen* *Länder* der *Ostsee*, also nach *Ost* und *Westpreußen*, *Pommern*, *Mecklenburg*, *Hannover*, *Westfalen*. Von einer *Schar* *beringter* *Krähen*, die am *4. Oktober* *1906* auf der *Kurischen* *Hehrung* aufgelassen wurden, war eine bis zum *Sambresluß* in *Nordfrankreich* gezogen, wo sie am *8. November* bei der *Drtshast* *Solesvet* erlegt wurde. Dies ist der *südlichste* und zugleich *westlichste* *Punkt*, der für die aus *Rußland* wandernden *Krähen* bisher festgestellt werden konnte. Für *Norddeutschland* ist als *südlichster* *Grundort* *Wachen*, für *Mitteldeutschland* *Trettin* an der *Elbe* ermittelt worden. Im *zeitigen* *Frühjahr* wandern die *Graukrähen* wieder in ihre *russische* *Heimat* zurück, und zwar benützen sie denselben *Weg* wieder, wie aus dem *Zug* gezeichneter *Krähen* hervorgeht, die im *Frühjahr* in derselben *Gegend* der *Kurischen* *Hehrung* wieder gefangen wurden, in der sie schon einmal auf dem *Hinzuge* im *vorhergehenden* *Herbst* oder schon ein *Jahr* früher gefangen waren. Die *östlichsten* und *nördlichsten* gezeichneten *Exemplare* stammten aus der *Gegend* von *St. Petersburg* und *Helsingfors*. Aus den *bisher* erzielten *Ergebnissen* geht also hervor, daß die aus *Rußland* stammenden *Rebelkrähen* sich *allwintertlich* über ganz *Norddeutschland*, ja sogar bis nach *Frankreich* hin verbreiten, sie nehmen im *Winter* ein ganz *gewaltiges* *Gebiet* ein, aus dem sie im *zeitigen* *Frühjahr* wieder *aufbrechen*, um ihren *russischen* *Brutplätzen* zuzustreben.